

später müssen wir etwas über die Einzigartigkeit unserer Religion sagen, über die ganz besondere Botschaft, die Christus uns gegeben hat.

Es scheint nicht ungefährlich, wenn man das Christentum mit anderen Religionen vergleicht und dabei immer nur das betont, was sie gemeinsam haben. Die japanischen Christen wenigstens haben diesen Vergleich nicht gern. Im Hörsaal oder im bloßen Geschichtsstudium ist diese Methode zu vertreten, als Grundlage der Missionsarbeit taugt sie nicht. *Die wesentliche Aufgabe ist, zu entdecken, was das Christentum der Welt zu geben hat, was keine andere Religion auch nur annähernd geben kann.* Das müßte klar und deutlich herausgestellt werden. Wenn hierin das Christentum von den anderen Religionen nicht radikal verschieden ist, wenn es nicht das Licht bringt, das ohne Schatten ist, wenn es nicht Wahrheiten in irrtumsloser Form bietet, dann gibt es nicht viel zugunsten des missionarischen Antriebs zu sagen. Laut Bekenntnis von jüngeren Missionaren lähmt Daniélous Satz: „Se convertir n'est rien renier“ ihre Aktivität und löscht das apostolische Feuer aus. Freilich verlangt das Kerygma dieser Wahrheiten vom Verkünder viel Takt, wenn auch die leiseste Verletzung der empfindlichen Gefühle der Hörer vermieden werden soll. Aber selbst in diesem günstigsten Fall können wir nicht immer auf Erfolg rechnen.

ERICH KLAUSENER

Zur Entwicklung im deutsch-polnischen Verhältnis

„Am 15. August 1965 jährt sich zum 20. Male der Tag, an dem August Kardinal Hlond, Primas von Polen, die Dekrete über die Errichtung der neuen kirchlichen Organisation in den Westgebieten des wiedergeborenen Vaterlandes unterzeichnete und die Ordinarien als kirchliche Verweser für diese Gebiete berief. Mit speziellen Befugnissen ausgestattet, die ihnen Kardinalprimas Hlond erteilt hatte, übernahmen sie am 1. September desselben Jahres die kirchliche Verwaltung.“ Mit diesen Worten beginnt ein am 23. Juni 1965 in Warschau von allen polnischen Bischöfen unterzeichneter Hirtenbrief. Darin wurden Polens Katholiken aufgefordert, mit den Gläubigen im Ermland, in Pommern und im Land von Oppeln Gott zu danken „für die Rückkehr ihrer Lande zum polnischen Vaterland, für die wiederaufgebauten Gotteshäuser und für die volle Wiederherstellung des kirchlich-religiösen Lebens“.

In Deutschland hat man diese Feiern anfangs zwar registriert, aber sie machten keine Schlagzeilen. Das geschah erst, als Kardinalprimas Stephan Wyszynski am 1. September vor den versammelten polnischen Bischöfen und 20.000 Gläubigen zum Abschluß der Gedenkfeierlichkeiten predigte. Liest man heute die Meldungen über die Breslauer Feierlichkeiten noch einmal nach, stellt man fest, daß die erregte Reaktion der deutschen Öffentlichkeit viel weniger durch Worte des Kardinals als durch die „Zur-Schaustellung christlicher und politischer Embleme“ ausgelöst wurde, wie die Hamburger Zeitung „Die Welt“ berichtet¹. Die Berichte wurden in fast allen Zeitungen durch entsprechende Bilder belegt.

Diese Bilder setzten den Akzent, unter dem alles bewertet wurde, was Anfang September in Breslau geschah. Dabei wird man bedenken müssen, daß der deutsche

¹ „Die Priester trugen Meßgewänder, auf denen das polnische Staatswappen angebracht war.“ Die Welt, Nr. 203 vom 2. September 1965. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (Nr. 203 vom 2. September 1965) schrieb: „Bis in die Äußerlichkeiten der Zeremonien drückt sich die Absicht des polnischen Episkopats aus, den Zusammenhang zwischen polnischem und schlesischem Gebiet zu demonstrieren: Selbst die Meßgewänder der zelebrierenden Priester und die Gewänder der Ministranten dienten diesem Zweck, sie zeigten den polnischen Adler, das Wappen Schlesiens und das der schlesischen Hauptstadt Breslau.“

Katholizismus in den letzten vier Jahrhunderten wahrscheinlich noch nie zu einem ausgeglichenen und geklärten Verhältnis zur eigenen Nation gekommen ist. Waren die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts weitgehend vom Bedürfnis bestimmt, im Deutschen Reich nicht als Staatsbürger zweiter Klasse zu gelten, sondern im Gegenteil, nationale Zuverlässigkeit möglichst eindrucksvoll unter Beweis zu stellen, so beherrscht heute das kirchliche Bewußtsein in Deutschland die Furcht, man könne die christliche Botschaft irgendwie in falscher oder unangemessener Weise für nationale Belange mißbrauchen. Diese Furcht ist aus der Geschichte des Dritten Reiches begreiflich. Die deutschen Katholiken machen nun ihre möglicherweise zeitgebundenen Erkenntnisse über das Verhältnis von Volk und Kirche zum Maßstab, an dem sie auch das Verhalten der Kirche in anderen Völkern messen. Nicht nur der polnische Adler auf dem Meßgewand in Breslau erregt Ärgernis, sondern auch das Sternenbanner in den katholischen Kirchen der USA. Wenn freilich die Franzosen auf ihren Meßgewändern die Bourbonenlilie zeigen, so wird dies meist nicht mehr als nationales Symbol verstanden. Wie immer man im einzelnen zur Einstellung der deutschen Katholiken in diesen Fragen stehen mag — die Bilder von Breslau lösten den Eindruck aus, der polnische Episkopat, insbesondere Kardinal Wyszyński, vermische in unzulässiger Weise nationale und kirchliche Fragen.

Was die deutschen Katholiken aus der Predigt Kardinal Wyszyńskis zunächst erfahren, waren Bruchstücke. Die Deutsche Presse-Agentur (dpa) hatte keinen eigenen Korrespondenten in Breslau. Sie übernahm eine Meldung der englischen Reuter-Agentur. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (a. a. O.) veröffentlichte einen „Bericht unseres Redaktionsmitgliedes“, aber dieser Bericht war aus Frankfurt datiert, offenbar also eine Kompilation aus verschiedensten Agenturmeldungen. Nach diesem Bericht hat Kardinal Wyszyński in Breslau gesagt: „Wenn wir umherblicken auf diese Gotteshäuser, wissen wir, daß wir nicht deutsches Erbe übernommen haben. Es ist nicht die deutsche, es ist die polnische Seele, die aus diesen Steinen zu uns spricht. Diese Gebäude hier haben gewartet und gewartet, bis sie schließlich in polnische Hände zurückkehrten.“ ... „Wyszyński sagte, die geistlichen Güter und die Kirchen in den deutschen Ostgebieten seien ‚nicht früherer deutscher Besitz, sondern ein Erbe der polnischen Herzöge, die während des Mittelalters in diesen Gebieten regierten‘. Weiter sagte Wyszyński: ‚Wenn wir uns die Altäre betrachten, die hier von den früheren herzoglichen Familien der Piasten errichtet wurden, dann wissen wir, daß sie nicht einstiger deutscher Besitz sind, sondern die Seele Polens verkörpern.‘“ Offensichtlich ist hier der gleiche Satz in Fassungen verschiedener Agenturmeldungen mehrfach hintereinandergesetzt. Im Leitartikel der gleichen Nummer der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ wird die Quintessenz der Kardinalspredigt bereits zu dem Satz vergrößert, „daß die Altäre in Schlesien, Pommern und dem südlichen Ostpreußen ‚die Seele Polens‘ verkörperten“.

Auch die deutsche „Katholische Nachrichten-Agentur“ hatte keinen eigenen Berichterstatter in Breslau. Am 2. September berichtet KNA — auch hier nach dem bereits erwähnten Hinweis auf die polnischen Adler — vorsichtig: „In seiner Festansprache wies Kardinal Wyszyński wiederholt darauf hin, daß die ‚wiedergewonnenen Westgebiete‘ uralter polnischer Boden seien, wovon selbst die Gebäude Breslaus zeugten. Als Begründung für den Anspruch der polnischen Kirchenprovinz auf endgültige Eingliederung der in den deutschen Ostgebieten gelegenen Diözesen argumentierte Kardinal Wyszyński, daß es völlig unrichtig sei, zu behaupten, die katholische Kirche Polens habe in diesen Gebieten ein deutsches Erbe übernommen.“ Dann aber fügt KNA einen Satz hinzu, der sich sonst leider nirgendwo in deutschen Pressemeldungen fand: „In seiner Predigt klangen betont aber auch Worte der Versöhnung durch, die in dem Angebot für eine friedliche und auch freundschaftliche Zusammenarbeit mit allen Menschen gipfelten, die zu einer Verständigung im Interesse der Erhaltung und

Stärkung der religiösen Werte entschlossen sind.“ Aber auch bei KNA wird am folgenden Tag ein Kommentar zur Kardinalspredigt überschrieben: „Die ‚polnische Seele‘ Schlesiens.“ Als einziges „wörtliches“ Zitat aus der Predigt findet sich der Satz: „Wenn wir auf diese Gotteshäuser blicken, dann wissen wir, daß es nicht die deutsche, sondern die polnische Seele ist, die aus diesen Steinen zu uns spricht. Diese Gebäude hier haben gewartet und gewartet, bis sie schließlich in polnische Hände zurückkehrten.“

Warum stellen wir dies so eingehend dar? Nirgendwo in der deutschen Presse findet sich Anfang September ein eindeutiger Text der Predigt des polnischen Kardinalprimas. Die Meldungen der internationalen Nachrichtenagenturen haben nur einige Satzfetzen übermittelt, aus denen man offenbar in Deutschland versuchte, die Tendenz der Predigt zu kompilieren. Dieses Verfahren wäre verständlich, wenn man inzwischen jede Kommentierung der Rede aufgeschoben hätte bis zum Vorliegen des authentischen Wortlauts der Predigt. Leider ist aber heute die Neigung zu vorschnellen Kommentaren nicht nur ein Berufsübel unter Journalisten².

Wann wurde der volle Wortlaut der Predigt des polnischen Kardinalprimas in Deutschland wirklich bekannt? Im Posener Kirchenblatt „Przewodnik Katolicki“ (Nr. 39 vom 26. 9. 1965) erscheint ein umfangreicher Text der Predigt, der in Deutschland zunächst vielfach als der vollständige angesehen wird. Nun kann es aber mancherlei Gründe geben, warum zumal in einem totalitären Staat der Text einer Predigt nicht vollständig veröffentlicht werden kann. Im Oktober tauchte dann in Deutschland eine deutschsprachige Ausgabe des „Tygodnik Katolicki“ auf. Die deutschsprachige Sonderausgabe des in Warschau und Breslau erscheinenden Blattes der regimetreuen PAX-Gruppe enthielt im Bericht über die Breslauer Feierlichkeiten nur merkwürdig farblose Sätze aus der Rede Kardinal Wyszyński. Wörtlich brachte das Blatt dann einen größeren Absatz aus der Predigt des Kardinals in Allenstein, an den sich dann, durch einige Punkte getrennt, ein Absatz anschließt, der tatsächlich aus der Breslauer Predigt stammt, was aber für den Leser nicht erkennbar war. Die Zurückhaltung des regimetreuen PAX-Blattes ist auffällig. Sicher könnte man einmal den Grund darin sehen, daß gerade diese Zeitung es nicht wünscht, Kardinal Wyszyński, der in scharfem Gegensatz zur PAX-Gruppe steht, herauszustellen. Es könnte aber auch sein, daß die PAX-Journalisten die Breslauer Predigt des Kardinals keineswegs für so aggressiv hielten, wie sie in Deutschland verstanden worden war. Der vollständige Text der Predigt wurde endlich Mitte Oktober in Deutschland bekannt. Nun lag das Ereignis anscheinend für den Berufsjournalismus so weit zurück, daß es den eisernen Gesetzen der Aktualität widersprach, den Text noch zu veröffentlichen. So ist er im Grunde bis heute weitgehend unbekannt geblieben³.

*

Was hat nun Kardinal Wyszyński wirklich in Breslau gesagt? Er knüpfte in seiner Predigt zunächst an ein Wort aus dem Evangelium des vorangegangenen Sonntags an: „Selig die Augen, die sehen, was ihr seht.“ Gewiß, so sagt der Kardinal, Christus habe

² KNA meldete am 5. September: „Wir respektieren die schwierige Lage derjenigen, die sich im kommunistischen Machtbereich aufhalten müssen. Das oberste Gebot ist jedoch die Wahrheit.“ Mit diesen Worten ging am Samstag, 4. September, in Berlin Staatssekretär Dr. Peter Paul Nahm in seiner Eigenschaft als Präsident des Katholischen Flüchtlingsrates auf die jüngsten Äußerungen des polnischen Kardinals Wyszyński zur Geschichte Breslaus und der deutschen Ostgebiete ein... Diese ‚Töne‘ aus Breslau, so fuhr der Präsident des Katholischen Flüchtlingsrates fort, dienten nicht der Verständigung. Außerdem gingen die Feststellungen des Kardinals an historischen Tatsachen vorbei, wenn er Schlesien als polnisches Gebiet bezeichne. Man dürfe auch nicht die Erbauer der Altäre im Breslauer Dom und die Gebete vieler Jahrhunderte in deutscher Sprache übergehen.“

³ So konnte das katholische Männerblatt „Mann in der Zeit“ (Auflage: 690.000!) in einem an sich ganz auf die Versöhnung zwischen Deutschland und Polen zielenden Artikel in seiner Nummer vom Jänner 1966 noch einmal ein angebliches Zitat aus der Breslauer Predigt wiederholen, das sich im Text der Kardinalspredigt in dieser Form gar nicht findet.

bei diesen Worten das Ganze der großen Liebe, die sich der Welt offenbart aus dem Herzen des Vaters, im Auge gehabt. Aber er glaubt, die Worte dann doch auf die jüngste Geschichte Polens anwenden zu können, in denen er „Zeichen der Liebe Gottes“ sieht, der „der Vater des Lebens und nicht des Todes“ ist. Dann stellt Kardinal Wyszyński die Breslauer 20-Jahr-Feier in den Zusammenhang mit der Polen heute völlig beherrschenden Tausendjahrfeier der Christianisierung des Landes. Die zwanzig Jahre kirchlicher Aufbauarbeit in den ehemals deutschen Gebieten hätten „ihre edlen und tiefen Wurzeln so tief, daß wir sie mutig hineinnehmen können in das herrliche Millennium des christlichen Polen“.

Kardinal Wyszyński fährt dann fort: „Es geziemt sich, geliebte Kinder, aus der Geschichte das hervorzuholen, was edel ist. In die Geschichte fallen freudige und schmerzliche Momente. Vielleicht gibt es der schmerzlichen mehr, vielleicht bleiben sie uns tiefer im Gedächtnis als die freudigen, denn sie verwunden, sind ein Dorn, den man nicht aus dem Herzen herausreißen kann und durch den die Vergangenheit verwundet ist. Gut jedoch handelt jener, der nüchtern auf die Geschichte schaut und es vermag, aus ihr alles hervorzuholen, was edel ist, was der Mensch erzielt hat, unterstützt durch die Gnade Gottes und die brüderliche Liebe, um zu beleben die gegenwärtige Generation und die, die kommen. Unter den Historikern fehlt es nicht an Pessimisten, aber es fehlt auch nicht an Realisten, die ich Optimisten nennen würde. Eine mächtige Alchemie des Bösen, sei sie noch so ergiebig, kann nur Gott dienen, denn Er allein vermag aus dem größten Bösen noch irgend etwas Gutes hervorzuholen, so daß wir singen: ‚Felix culpa! — glückliche Schuld, die du so einen Erlöser hattest!‘ In der Geschichte des Volkes und in seinem Leben geschieht es sehr oft so, daß nicht das, was Böse und Unglück ist, sondern vor allem das, was Liebe ist, als dauerhafter Beitrag und erquickender Erwerb bleibt, aus dem der Mensch lebt und mit dessen Hilfe er mutig in die Zukunft schreitet. Blicken wir daher in die Vergangenheit, um aus ihr das hervorzuheben, was Freude und Trost ist, was dauert und Kraft gibt für die Zukunft.“

Während wir auf dem Breslauer Pflaster stehen bei dieser sehr ehrwürdigen Kathedrale, die ebenfalls ihre Tausendjahrfeier begeht, richten wir unseren Blick von hier weit nach Norden zur Wiege der Breslauer Diözese — auf den Lechhügel, nach Gnesen.“ Kardinal Wyszyński beschreibt nun die Gnesener Zusammenkunft König Boleslaw Chrobry und Kaiser Ottos III. am Grabe des heiligen Märtyrers Adalbert. Von Gnesen aus, so stellt er fest, seien die Bistümer Breslau, Krakau und Kolberg unter der Metropole Gnesen gegründet worden: „Von nun an hat Polen schon seine Metropole, hat also eine eigene Kirchenorganisation, eigene Bischöfe und einen eigenen Metropoliten. Sie macht sich unabhängig von den Einflüssen fremder Menschen, die uns nicht verstehen. Der Wille des Heiligen Vaters — bei einer klugen Politik des polnischen Herrschers — bewirkt, daß geistige, gemeinschaftliche, nationale, religiöse und politische Kräfte und Energien sich von nun an äußern werden im entsprechenden Geiste für unsere nationalen Belange und für das junge polnische Staatswesen.“

Von seiner weiteren historischen Betrachtung sagt dann der Kardinal, daß er beschlossen habe, „heute allein mit Hilfe von Lichtern zu sprechen“, er meint, daß er nur die positiven Elemente der Vergangenheit berühren wolle. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, stellt er das Wachstum des Glaubens in den ersten beiden Jahrhunderten des Breslauer Bistums dar, um dann von der „wunderbaren Gestalt der schlesischen Hedwig“ zu sprechen. Sie sei „eine Zierde der schlesischen Piasten und zugleich eine heilige Tochter der Kirche Christi“. Weiter sagt der Kardinal von der Heiligen: „Es belehren uns Historiker der polnischen religiösen Kultur, daß ganze Generationen des Breslauer Gebiets von ihrem Leben lebten und auf ihm die Erziehung aufgebaut haben. So hat diese heilige Patronin Schlesiens, berühmt geworden in ganz Polen, trotz aller Unterschiede, Leiden und Schmerzen ein herrliches Beispiel für ihre Zeitgenossen, für

die Nachkommen und für uns heute hinterlassen, indem sie zusammenführte, vereinigte, Mut zum Leben aufrechterhielt, aussöhnte und besänftigte⁴." Der Kardinal sprach dann weiter vom Sohn der heiligen Hedwig, dem Herzog Heinrich dem Frommen, der auf der Liegnitzer Walstatt fiel: „Ich selber, Sohn der Provinz Podlachin, vergesse es nicht, wie in meinem Elternhaus der Vater, als er mich die Anfänge der Geschichte lehrte, in die Knabenseele eine tiefe Ehrfurcht vor dem christlichen Ritter einprägte, der es vermochte, für das Vaterland zu sterben. Oh, wie notwendig wären uns solche Beispiele der Aufopferung und des völligen Sich-selbst-Vergessens, um nur unserem heiligen Vaterland zu dienen mit allen Werten, die es braucht.“

Nach einem Hinweis auf die selige Jolantha, eine Klarissin, wendet sich dann der Kardinal dem zu, was er vor Augen sieht: „Schaut auf die herrlichen Heiligtümer, die uns auf der Dominsel umgeben. Das sind Zeugen unserer uralten Anwesenheit hier. Die ganze heutige Stadtmitte Breslaus — sein Stolz — entstand zu polnischen Zeiten. Aus diesen Zeiten — der Piasten und Tschechen oder der zwei verbrüdernten Völker — stammen die Heiligtümer, die gewartet und gewartet haben, bis ihr Warten in Erfüllung ging. Vielleicht durch Asche, Kreuz, Leid und Tod, vielleicht durch Verlust glorreichen Ruhmes, aber sie haben sich endlich erhoben durch die Arbeit eurer Hände, du arbeitsames schlesisches Volk! — durch die Hilfe des eigenen Staates und Anstrengung des Volkes, durch den Siegel der Kirche Christi. Das sind Zeugen unserer herrlichen Vergangenheit und unserer uralten Anwesenheit hier, ein Stolz aus polnischen Zeiten. Die ganze Stadtmitte Breslaus, die wieder entstand, das ist Licht und Strahl früherer Zeiten, die heute zu uns sprechen und die für uns ein wunderbares Argument sind.“

Man könnte berühren, wenn auch nur kurz, die traurigen Momente, die die schlesische Erde durchlebt hat — die Übermacht der religiösen Entzweiung. Sprechen wir vorsichtig, sprechen wir schonend... Im Augenblick dieser Entzweiung versteckten sich polnische Volkstraditionen im katholischen religiösen Lied, in der familiären Sitte. Und dort retteten sie sowohl die katholische Religiosität als auch das Polentum bis auf unsere Zeit.

Und noch ein Strahl! Es ist nötig zu erwähnen, daß, obwohl Jahrhunderte vergingen, eine sichtbare Verbindung Breslaus mit der Gnesener Metropole weiterhin blieb. Die Grenzen teilten Breslau vom übrigen Polen. Dennoch war Schlesien, politisch schon nicht mehr mit dem Mutterlande verbunden, kirchlich verbunden mit der Gnesener Metropole. Bis zum Jahre 1821 gehörte das Breslauer Bistum zur Gnesener Metropole. Eine feindselige Hand wollte dieser Gemeinschaft ein Ende setzen. Vielleicht war es dieselbe Hand, die das Zentrum der Stadt zerstört und in Schutt verwandelt hat, worüber der Chronist aus der Zeit der Belagerung, ein Breslauer Pfarrer, Zeugnis ablegt? Dennoch verdorrte diese Hand! Wie einst bis zum Jahre 1821, so auch heute, existieren wunderbare Spuren der Anknüpfung zur früheren Vergangenheit: zur Verbindung des Breslauer Bistums mit ganz Polen und mit der Gnesener Metropole.

Solche Strahlen und erquickende Lichter könnte man, Geliebte im Herrn, aus der Vergangenheit viele hervorholen. Aber nicht unsere Sache ist es, in diesem Augenblick Historiker zu spielen, wir fühlen uns dazu durchaus nicht vorbereitet. Aus der fernen Vergangenheit wählen wir das, was erquickt, den Geist aufrichtet, was für uns ein

⁴ Viele Deutsche empfanden es schmerzlich, daß die Herkunft der heiligen Hedwig hier nur mit dem kleinen Hinweis „trotz aller Unterschiede“ angedeutet wird, aber erwähnen wir immer, daß Elisabeth von Thüringen eine ungarische Königstochter war? Auch die Erfahrung der Gegenwart sagt: wo eine Fürstin den Monarchen eines fremden Landes heiratet, gibt sie ihre Heimat auf und wird Glied des anderen Volkes. In der Botschaft der polnischen Bischöfe an den deutschen Episkopat wird andererseits gerade im Absatz über die heilige Hedwig in bewegender Weise von ihrer deutschen Herkunft gesprochen. Sie wird geradezu als die Heilige des Brückenbaues zwischen beiden Völkern apostrophiert.

rechtfertigendes Argument ist für unsere Anwesenheit heute hier, für das Gebet und das „Te DEUM“ des Breslauer Gebiets⁵!“

Nachdem Kardinal Wyszyński dann den polnischen Namen für Breslau „Wrocław“ als „Rückkehr des Ruhms“ gedeutet hat, knüpft er noch einmal an die älteste Vergangenheit an: „Heute, im tausendjährigen Polen, haben wir die Gewohnheit, zu den ältesten Geburtsscheinen zu greifen. Wir suchen sie in unterirdischen Gängen, graben Grabhügel auf, alte Trümmer und Schlösser. Aber interessant, daß wir das meiste in den sakralen Denkmälern der Vergangenheit finden. Die Kirche, geliebte Kinder, hat ein wundervolles Talent, die Vergangenheit mit Ehre zu umgeben. Die Kirche ist ein hervorragender Konservator der Vergangenheit. Es genügt, durch die katholischen Heiligtümer zu gehen, um sich zu überzeugen, daß sie Museen der religiösen und nationalen Kultur zugleich sind. Richtig handeln daher die Archäologen, die Männer der Wissenschaft und die Konservatoren, wenn sie die edlen Geburtsscheine unserer tausendjährigen Vergangenheit in den Trümmern und in unterirdischen Gängen der Heiligtümer suchen. So haben sie das Herz der Posener Kathedrale untersucht, das unterirdische Gewölbe der Gnesener Kathedrale. So haben sie auch die unterirdischen Räume der Breslauer Kathedrale durchschritten.

Vor einigen Tagen stand ich vor den Ausgrabungen in Lednica bei Gnesen. Neben dem einen Heiligtum wurde in den letzten Monaten ein zweites ausgegraben. Auf dem Boden der Trümmer des Heiligtums — wohl aus den Zeiten der Dabrowka⁶ — fand man ein Bischofskreuz. Auf diese Art zieht sich unsere Geschichte eigenartig in die Länge und vertieft sich. Die polnische Eiche senkt ihre Wurzeln immer tiefer in die vaterländische Erde hinein. Wir entziffern, Geliebte im Herrn, steinerne Relikte. In den Kathedralen aus dem Jahre 1000 erkennen wir unsere Zeichen. Diese steinernen Relikte und wunderbaren Zeichen der Vergangenheit reden: Wir waren hier! Ja! Wir waren hier! *Und wieder sind wir da!* Wir kehrten ins vaterländische Haus zurück. Wir erkannten die unversehrt gebliebenen Zeichen, wir verstehen sie. Wir verstehen diese Sprache! Das ist unsere Sprache! Die Steine rufen zu uns von den Wänden! Die Asche, die in unterirdischen Gängen blieb, die die Erde aufgesammelt hat, spricht zu uns in der Muttersprache. Wie zu unserem Chopin die masurischen Weiden mit leichtem Rauschen redeten, so sprechen in der Muttersprache zu uns die Relikte, die aus der Erde unter tausendjährigen Kathedralen geboren wurden.

Am einfachsten und am erfolgreichsten ist es, an die Heiligtümer anzuknüpfen. Wenn wir auf die Heiligtümer der Piasten schauen, uns hineinfühlen in ihre Sprache, dann wissen wir: bestimmt ist das kein deutsches Erbgut, das ist polnische Seele! Daher waren sie niemals und sind kein deutsches Erbgut! *Das sind unsere Spuren*, königlichen Piastentums! Sie reden zum polnischen Volk ohne Kommentar. Wir brauchen keine Erklärungen, ihre Sprache verstehen wir gut.“

*

Das ist der vollständige Text der umstrittenen Passage — aber keineswegs das Ende der Schwierigkeiten. Denn — das ist eine Binsenwahrheit — Kardinal Wyszyński hat nicht deutsch, sondern polnisch gesprochen. Es bleibt also die Frage, ob unsere Übersetzung an einem entscheidenden Punkte wirklich korrekt ist. Unsere Übersetzung, die das „Zentralkomitee der deutschen Katholiken“ vorlegte, stammt zweifellos aus der Feder eines Mannes, der Polnisch wie seine Muttersprache spricht. Aber wo er übersetzt: „Bestimmt ist das kein deutsches Erbgut“, findet sich bereits in der deutschen

⁵ Daß der Kardinal ausdrücklich bemerkt, er wolle nicht „Historiker spielen“, sollte alle ermutigen, die kritische Anmerkungen zu seiner Gesichtsperspektive vorzubringen haben. Man wird zwischen Polen und Deutschen über gemeinsame Geschichte sprechen müssen, wie dies zwischen Deutschen und Franzosen schon geschieht.

⁶ Dabrowka, Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw I., Nichte des hl. Wenzel, Ehefrau Mieszko I. — gestorben 977 in Gnesen (Anm. d. Übersetzers).

Sonderausgabe des „Tygodnik Katolikow“ die Formulierung: „Es ist kein von den Deutschen hinterlassenes Erbe.“

Nun hat inzwischen Prälat Franz Wosnitza, der langjährige Generalvikar des Bistums Kattowitz, der heute in Köln lebt, darauf aufmerksam gemacht, dieser Satz heiße polnisch: „to nie jest dobro po=niemieckie.“ Wörtlich heißt das: „Das ist nicht nach=deutsches Gut.“ Prälat Wosnitza hat darauf aufmerksam gemacht, daß dies ein gesetzestechnischer Ausdruck ist, der sich in jenen Verordnungen findet, durch die der polnische Staat alles verlassene deutsche Eigentum, auch die Kirchen, Pfarrhäuser und Klöster usw., zum polnischen Staatseigentum erklärt. In die Sprache einer unseligen deutschen Vergangenheit übersetzt, hieße „nach=deutsches Gut“ genau: „Feindvermögen“. Der polnische Primas wollte also in Breslau sagen: Diese Kirchen sind kein Feindvermögen!

Der Satz also, der in Deutschland so alarmierend gewirkt hat, ist gegen jene Verordnungen gerichtet, nach denen die Kirche für die katholischen Gotteshäuser, die sie in Schlesien, Pommern und Ostpreußen benutzt, dem Staat gewaltige Steuern zahlen muß, die das kirchliche Wirken auf das schwerste belasten. Leider sind diese schwierigen Verhältnisse, unter denen die Kirche in diesen Gebieten arbeiten muß, in Deutschland kaum bekannt. So ist denn in der deutschen Reaktion auf die Breslauer Predigt des Kardinalprimas viel zu sehr von deutschen Überlegungen ausgegangen worden. Die deutschen Kritiker beachteten nur das Faktum, daß der Kardinal im alten deutschen Breslau gesprochen habe, sie beachteten nicht die Wirklichkeit, daß er in dem heute unter polnischer Verwaltung stehenden Breslau sprach. Wer das aber beachtete, konnte schon früh – d. h. bevor der vollständige Text der Predigt vorlag – zu anderen Überlegungen kommen:

„Nirgendwo in Polen ist der Kampf gegen die Kirche so scharf wie in den sogenannten ‚Westgebieten‘. Nirgendwo sind ihre Arbeitsmöglichkeiten durch vielerlei administrative Maßnahmen, vor allem steuerlicher Art, so eingeengt. Ernsthaftige Beobachter fragen, wie lange die Kirche diese Belastung noch durchzustehen vermag. Nun sagt der Warschauer Kardinal den Machthabern Polens, es sei das Unvernünftigste, in diesen Gebieten gegen die katholische Kirche zu kämpfen. Denn das einzige Element, an das sie in diesen Gebieten als polnische Tradition anknüpfen könnten, sei das katholische. Wie immer in seiner Rede solche Überlegungen überhöht und mit (wie uns nach dem bisherigen uns vorliegenden Wortlaut erscheint) höchst fragwürdigen historischen Argumenten begründet sind – es ist die unmittelbare Not, aus der solche Gedanken entspringen⁸.“

Die Breslauer Predigt des Kardinals enthält gegen Schluß noch zwei bemerkenswerte Hinweise. Kardinal Wyszynski bezeichnet seinen Vorgänger Kardinal Hlond als einen „vorausschauenden mächtigen Staatsmann“, der „gut die polnische Staatsraison herausfühlte, als er schnellstens polnische Priester und polnische Hierarchen zu den Heiligtümern entsandte, die aus zerstörten und zerrissenen Herzen in polnischer heimischer Sprache sprechen“. Kardinal Wyszynski fährt dann fort: „Diese polnischen Hierarchen können wir heute zu denen zählen, die sich am meisten um die Organisation der kirchlichen Administration verdient gemacht haben... Wir neigen vor ihnen das Haupt.“

Dazu muß man wissen, daß alle Administratoren, die Kardinal Hlond 1945 einsetzte, später von der polnischen Regierung ihrer Ämter enthoben und durch Kapitelsvikare – zum Teil Priester höchst zweifelhaften Charakters – ersetzt wurden. Auch in den Abmachungen von 1956 konnte nicht erreicht werden, daß alle diese Administratoren

⁷ Vgl. Pierre Lenert: „Die Wahrheit über die katholische Kirche in Polen“, Morus-Verlag, Berlin 1964, u. a. Seite 29 f.

⁸ „Petrusblatt“, Katholische Kirchenzeitung für das Bistum Berlin, Nr. 37 vom 12. September 1965.

wieder in ihre alten Ämter zurückkehrten. Kardinal Wyszyński konnte sie zwar teils wieder zu Administratoren ernennen, aber mußte ihnen andere Sitze zuweisen. Der aus seinem Amt entfernte Breslauer Administrator Prälat Karol Milik jedoch blieb weiter ohne verantwortliches Amt. Aber gerade ihn hat Kardinal Wyszyński bei der 20-Jahr-Feier in Breslau besonders herausgestellt. Er feierte das Hochamt, währenddessen Kardinal Wyszyński predigte. Das PAX-Blatt „Tygodnik Katolików“ erwähnt diese Tatsache bemerkenswerterweise nicht. Kardinal Wyszyński erinnert sich in seiner Predigt daran, daß er mit Prälat Milik „durch die zerpflogte Kathedrale“ geschritten sei, „die ohne Gewölbe war, noch voll von Trümmern“. Er habe damals voll Bewunderung auf diesen Priester geschaut: „Wieviel Glaube war dort, Lebenskraft, Tapferkeit, wieviel Überzeugung, daß es keine unmöglichen Dinge gibt.“ Er verheißt dann Prälat Milik den Dank des Vaterlandes.

Schließlich müssen die Sätze beachtet werden, die Kardinal Wyszyński am Ende seiner Predigt im Blick auf die Regierung seines Landes sagt: „Die Kirche, das ist kein Rivale, das ist ein *Verbündeter*! Die Kirche, geliebte Kinder, verlangt nicht nach irdischer Macht. Sie verlangt nur Liebe, Achtung vor ihrem Sendungsauftrag und dem Recht des Volkes Gottes auf Freiheit der Ehre Gottes; sie erwartet solche Rechte im Vaterland, die sie sich durch ihre Arbeit, Treue und Geduld verdient hat.“

Wer diese Sätze — deren zweiter Teil bezeichnenderweise im Posener Kirchenblatt „Przewodnik Katolicki“ fehlen — liest, wird kaum sagen können, wie es in manchen der ersten Kommentare geschehen ist, die polnische Kirche habe sich mit den Zielen des Regimes identifiziert. Gerade diese letzten Sätze der Predigt zeigen, wie differenziert das Verhältnis der katholischen Kirche auch in dieser Frage gegenüber dem polnischen Staat ist. Diese Differenzierung kann nur deutlich werden, wenn wir uns bestimmte Aspekte der politischen Atmosphäre in Polen vergegenwärtigen. Sie soll durch Beobachtungen eines neutralen Berichterstatters deutlich gemacht werden.

Dr. Fred Luchsinger berichtete in der „Neuen Zürcher Zeitung“⁹ aus Warschau: „Mit Zwangsläufigkeit landet jedes politische Gespräch mit Leuten aus dem Kreis des Warschauer Regimes bei Deutschland. Auch wenn man es, der Eintönigkeit müde, von einer andern Seite her aufzäumt — kaum fällt beiläufig das Wort ‚deutsch‘, taut der polnische Gesprächspartner auf: Na, endlich kommen Sie zu unserer großen Frage — und schon ist man wieder auf dem Gleis, auf das alle Weichen zu führen scheinen. Zwanzig Jahre nach Kriegsende kaum eine Bücherauslage in der Hauptstadt, aus der einem nicht drohende oder zerbrochene Hakenkreuze entgegenblickten; furchtbare Dokumentarbilder von Exekutionen und Leichenhaufen aus den Konzentrationslagern an den Kiosken; da fährt in Kartonattrappe ein Schwert durch einen Wehrmachtshelm, da in Großmontage über Warschau abkippende Stukas des Aggressors von 1939.“ Luchsinger weist darauf hin, daß manche Reden deutscher Politiker solcher Propaganda „wöchentlich neue Munition liefern“. Die entscheidende Schwierigkeit im deutsch-polnischen Verhältnis sieht er aber in einer anderen Tatsache: „Die ‚Westverschiebung‘ Polens ist ein wahrhaft diabolischer Zug Stalins gewesen. Sie hat die deutsch-polnische Reibungsfläche im Westen zu einer dauerhaften Einrichtung gemacht und der Sowjetunion mit der Furcht der Deutschenfurcht ein Mittel verschafft, polnische Politik in Zucht, wie sich heute zeigt, sogar in mehr oder weniger freiwilliger Zucht, zu halten.“ Dr. Luchsinger, führender Außenpolitiker seines Blattes, als nüchterner Beobachter der internationalen Szene weit über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt, resümiert dann seine Beobachtungen: „Auch für den westlichen Beobachter, der das Gewicht der Vergangenheit und der Emotionen nicht leicht nimmt und der die objektiven Proportionen des weitreichenden Deutschlandproblems in die Rechnung einzustellen sucht, ist aber offenkundig, daß an der Besessenheit, die Warschau in den deutschen Fragen

⁹ Fernausgabe Nr. 283/65, Blatt 2 vom 15. Oktober 1965.

zeigt, jenseits ihrer soliden Gründe einiges gespielt, zu politischen Zwecken gespielt ist. Sie ist für das Regime Gomulka, nicht anders als für die sowjetische Propaganda selber, ein Mittel, um die so weitgehende Identifizierung mit Moskau, die manche Hoffnungen des Oktober 1956 enttäuscht hat, plausibler zu machen und zu rechtfertigen; sie mag auch ein Mittel sein, um von Aspekten des Lebens unter kommunistischer Herrschaft abzulenken, die manche Leute unmittelbarer berühren, etwa von der chronischen, akuter gewordenen Wirtschaftsmisere oder von der Beschneidung der Freiheit kulturellen Schaffens, über die sich manche Intellektuelle so heftig — und offen — beklagen. Das Mittel ist um so wirksamer, da es nicht von der Ideologie entlehnt werden muß, mit der man die in diesen Dingen demonstrativ gleichgültige Masse auch der Polen ohnehin nicht in Bewegung setzen kann, sondern an den nationalen Instinkt appelliert, der auch in nichtkommunistischen Kreisen, etwa des polnischen Katholizismus, hoch entwickelt ist.“

Hier ist nun der bemerkenswerte Unterschied zwischen kirchlichen Äußerungen, etwa bei der 20-Jahr-Feier in Breslau, und der staatlichen Sprachregelung. In den kirchlichen Dokumenten fehlt nicht nur — was viele vielleicht für selbstverständlich halten — der in den politischen Dokumenten übliche ständige Hinweis auf den Revanchismus der Bundesrepublik und die Bedrohung Polens durch die Deutschen, sondern die polnischen Bischöfe waren offensichtlich um eine Atmosphäre der Versöhnung auch nach Deutschland hin bemüht. Selbstverständlich ist der polnische Episkopat in jeder Stunde mit der gesamten öffentlichen Meinung Polens darin einig, daß die Oder-Neiße-Linie die unabänderliche Grenze Polens ist. Aber die Begründungen, die für diese Unabänderlichkeit gegeben werden, sind andere. Schon im Hirtenbrief der polnischen Bischöfe vom 23. Juni 1965 fiel die Schilderung auf, die vom Jahr 1945 gegeben wurde: „In die zerstörten Städte Niederschlesiens, des Ermlands und Pommerns wanderten oft ratlose, erschöpfte Menschen ein, ausgepumpt durch die Jahre der Gefangenschaft, des Terrors und der Flucht. Es drückte sie die Last der ungewissen Zukunft.“

Noch deutlicher wurde der Breslauer Titularerzbischof Dr. Boleslaw Kominek in einer Rede, die er Ende August in Breslau hielt: „Wichtig ist die Tatsache, daß wir aus dem Abgrund der Erniedrigung nicht als Triumphatoren, nicht als triumphale Sieger, sondern schmerzend, blutend und verletzt, dabei lebend hervorgegangen sind. Wir wurden als Volk gerettet und nicht zerschlagen, wie geplant war . . . Als Volk, bis aufs äußerste erschöpft, fanden wir uns in diesen Landen. Nicht vorher! Wir kamen hierher, als wir am Ende unserer Kräfte waren. Ein Martyrium bis an die Grenzen der Ausdauer verwandelte sich in eine neue Chance des Durchhaltens und der Entwicklung. Und diese Chance wurde uns gegeben, wir fanden sie vor, wir erhielten sie als Fundament unserer Nachkriegsregeneration. Bitte zu beachten: Vergessen wir nicht, daß, von unserer Seite gesehen, die Sache ganz anders aussah als die expansiven Forderungen nach Lebensraum. Für uns war das Gebot des letzten Moments — die Pflicht —, das Leben und die Existenz zu wahren, und zwar unter den einzigen Gegebenheiten, die uns der Ablauf der Geschichte anbot.“

An anderer Stelle hat Erzbischof Kominek davon gesprochen, daß die sogenannten „polnischen West- und Nordgebiete“ für Polen eine Frage der Existenz seien und das Recht auf Existenz eines Volkes vor dem Recht auf Heimat gehe.

Übrigens findet der aufmerksame Leser in den gleichen Dokumenten Hinweise darauf, daß die polnischen Bischöfe keineswegs alles verteidigen, was nach dem Kriege geschehen ist. So heißt es im Hirtenbrief vom 23. Juni 1965: „Die moralischen Verluste des zweiten Weltkrieges waren zwar weniger augenfällig, aber viel größer, als wir oft glauben. Diese Mängel traten besonders in den Westgebieten zutage. Man mußte ihnen unverzüglich abhelfen.“ Und Erzbischof Kominek sagte in der genannten Vorlesung, die Tatsache allein, „daß wir aus der Feuersbrunst gerettet wurden, daß wir Möglichkeiten besitzen zu einer neuen Entwicklung und Gutes neu zu schaffen“, sei

ein Aufruf: „Deshalb ist es uns nicht erlaubt, böse und vernichtende Methoden zu unterstützen, solche, wie sie gegen uns angewendet wurden.“

Auch in der Darstellung der deutschen Vergangenheit waren bereits in Breslau sehr differenzierte Töne zu hören. So sagte Erzbischof Kominek: „Das polnische Volk stand während der Besatzung am Abgrund seiner Existenz. Schlagworte wie ‚ausrotten‘ und ‚ausradieren‘ waren nicht nur Phrasen eines Wahnsinnigen, der den Begriff der Vorsehung mißbrauchte, sondern wurden zu einem systematisch und konsequent durchgeführten Programm – und zwar während des letzten Krieges am konsequentesten gegenüber den slawischen Völkern und dem jüdischen Volk – aber auch gegenüber den sich bemerkbar machenden kritischen Geistern des deutschen Volkes.“ Der Erzbischof erinnert an deutsche Widerstandsgruppen, sagt dann zunächst: „Am gottlosen Mord und an der Vernichtung ganzer Völker beteiligten sich Zehntausende – wenn nicht mehr – von Befehlshabern, und Millionen von Menschen waren an diesen Untaten als Vollstrecker beteiligt.“ Er fordert darum ein öffentliches Bekenntnis der Schuld. Er erinnert daran, daß auch Reinhold Schneider das gefordert habe, und sagte am Schluß dieser Überlegungen: „Mein persönlicher Freund, Pfarrer Dr. Metzger, ein großer Freund der slawischen Völker, der im Jahr 1944 in Berlin wegen angeblichen Landesverrats hingerichtet wurde, besuchte mich im Februar 1940 in Kattowitz und bat um Verzeihung für das schreckliche Unrecht, das die Deutschen Polen angetan haben. Das Unrecht, welches wir der Menschheit angetan haben und auch weiterhin antun werden, ist so schrecklich, daß wir es durch Generationen hindurch gutmachen müssen – wenn das überhaupt möglich ist.“

Auch von Vergebung ist in Breslau gesprochen worden, am deutlichsten wiederum im Hirtenbrief der polnischen Bischöfe vom 23. Juni 1965: „Die polnischen Katholiken werden nicht vergessen, daß sie Glieder einer menschlichen Familie und gemeinsam mit anderen Völkern erlöst sind durch das kostbare Blut Christi. Dieser einmalige Preis macht sie zur allgemeinen Kirche. Sie werden den Unwillen anderen Völkern gegenüber bezwingen und sich allen in christlicher Herzlichkeit zuwenden. So brachte dies schon einmal Kardinal Hlond in dem bereits erwähnten Hirtenbrief zum Ausdruck: ‚Wir wollen mit allen in Frieden und Brüderlichkeit leben. Wir wollen gute, auf gegenseitiges Vertrauen gestützte Beziehungen zu unseren Nachbarn haben. Wir haben viel verziehen, sehr viel. Und heute verzeihen wir nochmals alles. Wir widersagen dem Haß. Wir suchen keine Rache. Wir wollen ein aktiver Teil der Ordnung und der internationalen Verständigung und Zusammenarbeit sein¹⁰.“

*

So stehen wir immer wieder vor der Frage: Weiß man in Deutschland eigentlich genug von Polen? Wissen die deutschen Katholiken genug von ihren polnischen Glaubensgenossen? Bei genauerer Orientierung über die wirklichen Verhältnisse und die veröffentlichten Tatsachen hätte niemand in Deutschland nach der Breslauer Predigt behaupten dürfen, Kardinal Wyszynski identifiziere sich mit der Politik der Regierung seines Landes. Denn in jenem Hirtenbrief zur 20-Jahr-Feier (am 23. 6. 1965 veröffentlicht) bekennen zwar die Bischöfe ihren Willen zur Zusammenarbeit in Schlesien, Pommern und Ostpreußen, aber sagen gerade in diesem Zusammenhang: „Wichtig ist, daß unserem guten Willen die Respektierung und Garantie der Rechte des Menschen entgegenkommt, seiner Rechte auf Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, wovon Johannes XXIII. so schön in seiner Enzyklika ‚Pacem in terris‘ sprach. Die Kirche steht auf dem Standpunkt der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Freiheit des persönlichen und öffentlichen Kultes, der Freiheit, unsere Kinder im Geiste der katholischen Weltanschauung, des katholischen Glaubens und seiner Moral zu er-

¹⁰ Den zitierten Hirtenbrief schrieb Kardinal Hlond am 24. Mai 1948. Diese Jahreszahl sollte jeden Deutschen nachdenklich machen.

ziehen. Die Respektierung dieser Freiheiten und ihre Gewährleistung bedeutet, auf festem Fels dauerhaft zu bauen.“

Und gerade als sich in der deutschen Presse der Sturm wegen der Breslauer Äußerungen des Kardinalprimas erhob, wurde — freilich völlig unbeachtet von der deutschen Öffentlichkeit — der Text eines Schreibens bekannt, das Kardinal Wyszynski namens des polnischen Episkopats am 29. April 1965 an Ministerpräsident Cyrankiewicz richtete¹¹. Darin wird ein langer Katalog von Beschwerden vorgelegt, die zeigen, wie stark die Kirche in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt und bedrängt ist. Der Brief schließt mit der Forderung, daß „jeder Diskriminierung, die gegenwärtig in Polen herrscht, ein Ende“ gesetzt wird. Zuvor hieß es: „Wenn der Wiederaufbau unseres Landes nicht von einem mit Gewalt auferlegten kämpferischen Atheismus gefesselt wäre, könnte er ein verlockendes Modell für die ganze Welt sein.“

Die ausführliche Darstellung der Breslauer Ereignisse im August und September des vergangenen Jahres mag heute, nachdem die Versöhnungsbotschaften zwischen dem polnischen und deutschen Episkopat ausgetauscht wurden, als historisch und überholt erscheinen. Aber viele Töne und Untertöne, die da und dort in der deutschen Presse anklingen, lassen es als notwendig erscheinen, Zusammenhänge und Wurzeln, aus denen diese Botschaften der Versöhnung gewachsen sind, aufzuzeigen. Es könnte allzu leicht der Eindruck erweckt werden, jene Botschaft des polnischen Episkopats sei eine ganz plötzliche, unerwartete Konversion. Das ist falsch. Das trifft nicht den Kern der Sache. Darin könnte wieder deutsche Rechthaberei liegen, die den Weg in die Zukunft verbaut. Man muß vielmehr ehrlich sagen: es waren schon lange aus der katholischen Kirche Polens Stimmen vernehmbar, die den Wunsch auf Versöhnung aussprachen. Und vielleicht haben wir Deutschen diese Töne viel zu spät gehört. Es gab allerdings auch in Deutschland verschiedene Gruppen und Kreise, die sich sehr intensiv um ein neues Verständnis zu Polen mühten. Dazu gehört die Pax-Christi-Bewegung, dazu gehört der Bund der Deutschen Katholischen Jugend. Das Jahr 1965 brachte Fahrten der Katholischen Jugend nach Auschwitz. Diese Reisen waren mehr als bloße Gedenkstättenfahrten, sie waren die Aufnahme eines wirklichen Kontakts.

Die Gerechtigkeit fordert aber auch, darauf hinzuweisen, daß man auf keinen Fall die Verbände der Heimatvertriebenen zum Prügelknaben des deutsch-polnischen Verhältnisses machen darf. Sicher gibt es emotional überladene Reden, sicher gibt es Menschen, die vollkommen in der Vergangenheit leben und nicht die veränderte Zeit und die veränderte Welt begriffen haben, die nichts aus der Geschichte gelernt haben — dies zweifellos auf beiden Seiten — ganz sicher auch in manchen Gruppen der Heimatvertriebenen. Aber zwei Fakten dürfen unter keinen Umständen übersehen werden. Der Führung der Heimatvertriebenenverbände ist es in den letzten beiden Jahrzehnten gelungen, jede Radikalisierung dieser Gruppen zu verhüten. Auch in den Heimatvertriebenenverbänden gilt es ebenso wie in allen anderen ernst zu nehmenden politischen Gruppen der Bundesrepublik als unumstößlicher Grundsatz, daß die politischen Wünsche dieser Gruppen nur auf friedlichem Wege in das Gespräch gebracht werden dürfen¹². Dieser Wille zum Frieden muß zur Kenntnis genommen werden.

Aber es ist auch ein zweites Faktum zu beachten. Innerhalb vor allem der Gruppen der katholischen Heimatvertriebenen ist in den letzten Jahren intensiv darüber diskutiert worden, wie man sich friedliche Lösungen für die Zukunft vorstellen könnte, die beiden Völkern gerecht werden, dem Lebensrecht sowohl des polnischen wie des deut-

¹¹ „Informations catholiques internationales“, Paris, Nr. 248, 15. September 1965, S. 34 ff.

¹² So schreibt die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ am 6. September 1965 über den „Tag der Deutschen“ in Berlin: „Der Bund der Vertriebenen gedachte der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten vor 20 Jahren und gab seiner Entschlossenheit Ausdruck, bei künftigen Friedensverhandlungen mit allen friedlichen Mitteln um jeden Fußbreit deutschen Bodens zu ringen.“

schen Volkes. In diesen Diskussionen hat sich sehr ernste Einsicht in die Haftung des deutschen Volkes für die Schuld der Vergangenheit zu Wort gemeldet, ist auch Einsicht in die Wirklichkeiten, die in den heute unter polnischer Verwaltung stehenden ehemals deutschen Gebieten bestehen, sichtbar geworden. Wahrscheinlich sollte man diese Diskussion nicht nur Sache von Heimatvertriebenenverbänden sein lassen. Wahrscheinlich müßte die deutsche Öffentlichkeit intensiver mit den Heimatvertriebenen ins Gespräch kommen; denn es darf nicht der Eindruck entstehen, als habe nur eine ganz bestimmte Gruppe des Volkes die Last der Vergangenheit zu tragen.

Wie soll es weitergehen? Es muß alles getan werden, daß Polen und Deutsche mehr voneinander erfahren, daß nicht immer wieder irgendwelche aus dem Zusammenhang der Motive und Absichten gerissene Wortfetzen zwischen beiden Völkern wie aufreizende Fahnen hängen bleiben. Man wird sich in die gemeinsame Geschichte vertiefen müssen. Man wird auch gemeinsam genauer darüber nachdenken müssen, was für einen Christen Voraussetzung des Friedens ist, wie nach der Lehre der letzten Päpste Frieden auf dieser Welt verwirklicht werden könne. Vielleicht führt auch ein solches gemeinsames Miteinanderdenken einen Schritt weiter. Der Weg wird weit sein; denn zuviel ist verschüttet. Aber Zeichen der Hoffnung sind da. Uns Deutschen schien oft eine der härtesten Stimmen aus Polen die der gläubig katholischen Dichterin Zofia Kossak-Szatowska. Von ihr nun, die selbst in Auschwitz inhaftiert war, lasen wir in der deutschsprachigen Ausgabe des „Tygodnik Katolikow“ dieses:

„Der Haß ist ein Gift, er zerstört nicht nur den Feind, sondern auch diejenigen, die er beherrscht.

Polen ist ein christliches Land. Ein Christ darf nicht hassen. Da man demnach den Glauben mit dem gewaltigen Gefühl des Hasses vereinbaren wollte, begann man in Polen zu beten. Man betete, Gott möge gestatten, daß man nach dem Kriege nie wieder einen Deutschen zu sehen bekäme. Daß man seine Sprache nicht mehr hören und vergessen könne, daß dieses Volk existiert. Dieses naive Halbmittel beruhigte die Gewissen nicht, denen das Leben immer wieder die Frage stellte: Bist du ein Christ oder nicht?

... Mein ältester Sohn, ein begabter Bildhauer, wurde in Auschwitz ermordet. Ich kenne das genaue Todesdatum nicht, ich weiß nicht, wo seine Asche zerstreut wurde. Meinen jüngeren Sohn, einen achtzehnjährigen Angehörigen der Armia Krajowa (Heimatarmee), rettete in Hamburg, wo er als Kriegsgefangener arbeitete, eine Deutsche vor dem Hungertod. Unter Einsatz ihres eigenen Lebens rettete sie ihn, weil er ihrem an der Front gefallenen Sohn ähnlich sah. An diese mir unbekannte deutsche Frau denke ich oft mit größter Dankbarkeit. Das Problem ist demnach kompliziert.

Ein hochrangiges Problem läßt sich nur auf höchster Ebene entscheiden. Es gelingt nicht oft und nicht leicht, diese Ebene zu erklimmen, aber einen anderen Ausweg gibt es nicht.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Wenn man im Feind den Nächsten sieht, so bedeutet dies nicht, auf die Wachsamkeit zu verzichten, die Lehren der Geschichte zu vergessen, sich geistig und materiell zu entwaffnen. Keinesfalls. Das fordert der Glaube nicht, denn das wäre Unvernunft. Obige Bemerkungen betreffen die Selbstverteidigung vor dem Gefühl des Hasses, dem größten Feind der menschlichen Seelen.“

In Deutschland sollten wir den Blick lenken auf den Franziskanerpater *Maximilian Kolbe*, der in Auschwitz für einen Gefährten das Leben hingab, und auf den Weihbischof *Michael Kozal*, der in Dachau starb. Sie beide stehen für 2000 polnische Priester, die in deutschen Konzentrationslagern starben. Für beide wurde der Seligsprechungsprozeß eingeleitet. Wir sollten diese Prozesse mit unserem Gebet begleiten. Zugleich sollten wir aber auch in unser Gedächtnis zurückrufen die Erinnerung an drei Priester des Bistums Berlin: an Pfarrer *August Fröhlich* aus Rathenow, der 1942

im Konzentrationslager Dachau starb, weil er sich für polnische Zwangsarbeiterinnen eingesetzt hatte, die mißhandelt worden waren, an Pfarrer *Joseph Lenzel* aus Berlin-Niederschönhausen, der im gleichen Jahre im KZ Dachau umkam, weil er nicht kontrolliert hatte, ob Polen in deutschen und Deutsche in polnischen Gottesdiensten in seiner Kirche gewesen waren, an Pfarrer *Albert Willimsky* aus Stettin-Podejuch, der schon 1940 im Konzentrationslager Sachsenhausen sein Leben ließ, weil er in einer Bemerkung das Recht der Polen auf die Verteidigung ihrer Heimat anerkannt hatte. Das Lebensopfer dieser Priester und vieler anderer, die in gleicher Weise unbeirrbar nach Recht und Gewissen lebten, muß die Schritte zum Frieden ermutigen¹³.

PASTORALFRAGEN

JOSEF STEINDL

Gelübdeverpflichtung und Zölibatsverpflichtung

In seinem ersten Weltrundschreiben „*Ad Petri Cathedram*“ verkündete der unvergeßliche Papst Johannes XXIII. der Welt: „Hauptzweck dieses Konzils wird es sein, das Wachstum des katholischen Glaubens zu fördern, die Sitten des christlichen Volkes zu erneuern und die kirchlichen Rechtsnormen den Bedürfnissen und dem Denken unserer Zeit anzupassen¹.“ Diese pastorale Zielsetzung des Konzils unterstrich und vertiefte der Papst noch in der Eröffnungsrede zum Konzil am 11. Oktober 1962, als er sagte, die Kirche wolle den „Irrtümern, den Notwendigkeiten und Chancen unserer Zeit Rechnung tragen“, nicht mehr wie einst „mit großer Strenge“ die Irrtümer verurteilen, sondern „lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden, als die Waffe der Strenge erheben... Sie will sich damit als eine sehr liebevolle, gütige und geduldige Mutter erweisen, voller Erbarmen und Wohlwollen zu ihren Kindern, die sie verlassen haben“². Papst Paul VI. erklärte bei der Eröffnung der 2. Session des II. Vatikanischen Konzils am 29. September 1963, daß er den von seinem Vorgänger „eingeschlagenen Weg wieder aufnehmen“ wolle und daß ihm die „pastorale Zielsetzung des Konzils jetzt als noch dringlicher und fruchtbarer erscheine als früher“³.

Gestützt auf diese Worte höchster kirchlicher Autorität und ermutigt durch eine in jüngster Zeit sich zögernd anbahnende Dispenzpraxis der Kirche soll mit diesem Beitrag ein pastorales Anliegen aufgegriffen werden, das zu den heißen Eisen der kirchlichen Disziplin gehört: die Frage nach der Rekonziliation zivilgetrauter Priester mit der Kirche. Der Kirche, die sich von ihrer Frühzeit an mit Berufung auf Gal. 4, 26 Mutter nennt und als solche versteht, kann und darf das Los jener Söhne und deren Familien nicht gleichgültig sein, die — die Schuldfrage sei hier ausgeklammert — aus irgendeinem Grunde ihren priesterlichen Dienst verlassen, die Verpflichtung zum Zölibat abgeschüttelt und eine Zivilehe geschlossen haben. Auf Grund ihres universalen Heilsauftrages muß sich ihre mütterliche Liebe und Sorge auch diesen Unglücklichen zuwenden.

In der zur Zölibatsfrage erschienenen Literatur wird das Problem zwar nach allen Seiten betrachtet, etwa darauf hingewiesen, daß es zwischen dem Zölibat des Weltpriesters und der im Ordensstande gelobten Keuschheit keinen Unterschied in der „Sache“ gebe; es wird, wenn auch nicht immer mit der wünschenswerten Klarheit, auf den verschiedenen Rechtsgrund der Verpflichtung zur vollkommenen Keuschheit im Ordensstand und im Weltpriesterstand hingewiesen. Nirgends aber findet sich,

¹³ Vgl. Heinz Kühn, *Blutzeugen des Bistums Berlin*; Morus-Verlag, Berlin 1952.

¹ *Orientierung*, 23 (1959), 151. ² *Herder-Korrespondenz*, 17 (1962), 83 ff.

³ *ebd.* 18 (1963), 87.